

# Schrift – Wissen – Wissensmanagement

Rainer Totzke

Institut für Philosophie  
Universität Leipzig  
Beethovenstraße 15  
04107 Leipzig  
rainer.totzke@gmx.de

## 1. Schriftkritik als Wissensreflexion

*„Denn dieses Schlimme hat doch die Schrift, Phaidros, und ist darin ganz eigentlich der Malerei ähnlich: denn auch diese stellt ihre Ausgeburten hin als lebend, wenn man sie aber etwas fragt, so schweigen sie gar ehrwürdig still. Eben so auch die Schriften. Du könntest glauben sie sprächen als verstünden sie etwas, fragst du sie aber lernbegierig über das Gesagte, so enthalten sie doch nur ein und dasselbe stets. Ist sie aber einmal geschrieben, so schweift auch überall jede Rede gleichermaßen unter denen umher, die sie verstehen, und unter denen, für die sie nicht gehört, und versteht nicht, zu wem sie reden soll und zu wem nicht ...“ (Platon, Phaidros 275)*

Was Platon, der erste Medientheoretiker des Abendlandes, hier thematisiert, ist das schwierige Verhältnis von Schrift und Wissen. Mit seiner Schriftkritik versucht er auf bestimmte prinzipielle Missverständnisse dessen, was „Wissen“ ist und wie „Lernen“ funktioniert, aufmerksam zu machen. Diese Missverständnisse werden für ihn gerade durch den Schriftgebrauch systematisch induziert. Dass eine – im Sinne Platons – medienphilosophische Reflexion auf den Wissensbegriff Relevanz für die aktuellen Debatten im Bereich des organisationalen Lernens und des Wissensmanagements hat und dass durch eine solche Reflexion gerade auch die sozialen Aspekte des Wissensmanagements ins Blickfeld rücken, soll der folgende Beitrag skizzieren.

Nach wie vor sind es *geschriebene Texte*, denen eine überragende Bedeutung auch im Kontext von Wissensmanagement eingeräumt wird. Schrift<sup>1</sup> – sei es in elektronischer Form oder auf Papier – ist nach wie vor das bevorzugte Medium der ‚Wissensspeicherung‘ und ‚Wissensweitergabe‘, von der Projektdokumentation bis zu Best-Practice-Berichten. Insofern scheint eine schrifthistorische und schriftphänomenologische Perspektive auf das „Wissen“ hier durchaus von Belang.

---

<sup>1</sup> Ich verwende hier einen Schriftbegriff, der Schrift einerseits als Verdauerung sprachlicher Handlungen fasst, der andererseits aber auch auf den operationalen Aspekt von Schrift abhebt [Go95] und entsprechend auch die ‚Inhalte‘ computerbasierter Informationssysteme, Datenbanken etc. einschließt.

## 2. Schrift – formaler Sprachgebrauch – formales ‚Wissensdesign‘

Vor der Erfindung der Schrift erfolgte die Darstellung und Weitergabe von Wissen primär über mündliche Gespräche und Darbietungen. Diese kulturhistorische „Ursprünglichkeit“ der mündlichen Überlieferungspraxis (gegenüber der Schrift) korrespondiert mit der Tatsache, dass auch heute noch der gesamte erste Lebensabschnitt eines Menschen – neben empirischer Teilhabe (Partizipation an konkreten Situationen) – vor allem durch die Mündlichkeit der Wissensdarstellung und Wissensüberlieferung gekennzeichnet ist. Typisch für die mündliche Wissensüberlieferung sind neben Spruchweisheiten vor allem narrative Darstellungen. Die mündlich-narrative Darstellungsform zeichnet sich zum einen dadurch aus, dass immer ein situativer Bezug der Wissensäußerung bei der jeweiligen Aufführung gegeben ist. Die Kommunikation findet synchron und am gleichen Ort statt. Zum anderen werden – und dies ist Kennzeichen der Narration – anschauliche Situationen (Ereignisse) geschildert.

Die Schrift hingegen, und insbesondere die von den Griechen vor knapp dreitausend Jahren entwickelte vokalisierte Alphabetschrift, ermöglicht und erfordert neuartige, viel formale und situationsinvariante Formen der Wissensdarstellung. Mit der Verschriftlichung von zuvor mündlich tradiertem Wissen ergibt sich der Zwang zu stärkerer logischer und terminologischer Genauigkeit, denn die schriftliche Kommunikationssituation ist anders als die mündliche ‚zerdehnt‘: der unmittelbare Situationsbezug der Wissensdarstellung ist nicht mehr gegeben. Um die Verständlichkeit eines geschriebenen Textes zu sichern, muss in viel stärkerem Maße als im Mündlichen eine situationsinvariante Verständlichkeit der Darstellung erzeugt werden, logische und terminologische Konsistenz und Eindeutigkeit sind gefragt.

Platon stellt sich diesen mit der schriftlichen Wissensdarstellungspraxis verbundenen Disambiguierungszwängen und entwirft die Grundlagen der formalen Logik – als Verständnissicherungspraxis für konzeptionell schriftliche Texte. Dabei entdeckt er bestimmte erst im alphabetischen Schriftbild systematisch sichtbar werdende Wortformen (des Griechischen) – Substantive und Verben. Diese deutet Platon zum Zwecke der Begriffsdefinition logisch-semantisch als Subjekt und Prädikat um [St97]. Fundiert in den formallogischen Überlegungen von Parmenides, Platon und Aristoteles entsteht eine völlig neuartige Form der Wissensdarstellung: das Projekt abendländischer Wissenschaft als *episteme*, als schriftlich fixiertes, logisch und terminologisch konsistentes System von einzelnen situationsinvarianten wahren Sätzen.

Im Laufe der griechisch-abendländischen Kulturgeschichte wird diese neuartige Art der Wissensdarstellung fataler Weise zum Inbegriff von Wissen überhaupt. Vor der Erfindung der schriftlichen *episteme* waren für die Griechen nicht nur die *techne* – das praktische Können, die Kunstfertigkeit – und die *phronesis* – die praktische Klugheit – (implizite) Weisen des Wissens, sondern selbstverständlich gehörten auch die narrativen und dramatisierten Mythendarbietungen der griechischen Sänger-Dichter zum *Wissen*.

Mündlich-mythische Wissensdarbietungen sind nicht nur multimedial, sondern auch multifunktional, sie vermitteln – häufig in „analoger Weise“ – komplexes soziales, technisches, ethisches und medizinisches Wissen, haben eine ästhetische und ‚spirituelle‘ Dimension. Die Wahrheit einer solchen Wissensdarbietung bemisst sich nach ihrer praktischen Wirksamkeit in der jeweiligen Lebenspraxis der Menschen. Mit der Entstehung der *episteme* (Wissenschaft) wird Wahrheit in der abendländischen Tradition immer mehr als eine Art Übereinstimmung von schriftlicher Aussage und Gegenstand gesehen und der Wahrheitsbegriff zunehmend seiner fundamental pragmatischen Dimension beraubt. Während Platon noch wusste, dass die Sätze eines schriftlichen Wissenskorporus von ihren Lesern stets in angemessener Weise auf die eigenen Lebensbeziehungsweise Anwendungssituationen bezogen werden müssen, dass diese Sätze also keine situationslosen „Wahrheiten an sich“ darstellen, geht diese Einsicht im Laufe der abendländischen Geistesgeschichte mehr und mehr verloren. Es entwickelt sich die Vorstellung, dass die Wissen situationsinvariant darstellende schriftliche *episteme* den Zugang zu solchen „An-sich-Wahrheiten“ liefert. In der Folge wird anderen Darstellungsformen von Wissen der Wahrheitscharakter abgesprochen, sie werden epistemologisch disqualifiziert.

### **3. Drei Missverständnisse von Wissen im Wissensmanagement: Konsequenzen und „Auswege“**

Die hier skizzierten Überlegungen zur Schrift- und Schriftlichkeitsproblematik lassen drei prinzipielle Missverständnisse von Wissen sichtbar werden, die auch im Kontext der aktuellen Debatten um organisationales Lernen und Wissensmanagement relevant sind und hier häufig zu gravierenden theoretischen (und praktischen) Problemen führen. Im Folgenden werden diese Missverständnisse des Wissensbegriffs in ihren Konsequenzen für die Wissensmanagement-Theorie erläutert und mögliche Auswege angedeutet.

**Das objektivistisches Missverständnis:** Wissen ist kein externer Gegenstand, wie es die schriftlich-vergegenständlichte Form der Darstellung nahe legt, sondern auf einer grundsätzlichen Ebene jeweils an einzelne Personen gebunden – Personen allerdings, die prinzipiell in einer sozialen, kommunikationsbasierten Praxis leben. Wissen ist Wissen nur *in* und *für* jeweilige Situationen (der „Anwendung“). Diese Praxis- und Situationsbezogenheit ist fundamental für Wissen. Wissen lässt sich nicht einfach von Person A zu Person B übertragen. Wissen kann nur „induziert“ werden [Schn01]. Schriftliche Darstellungen, sei es im traditionellen Handbuch oder im Computer, können – ebenso wie mündlich erzählte Geschichten – bei einer solchen Wissensinduktion helfen, sie sind aber in dieser Perspektive selbst niemals *Wissen*. Insofern ist jede Rede von „automatisiertem Wissensmanagement“ [St00] in einem grundsätzlichen Sinne irreführend, denn eigentlich ist hier nichts anderes als eine spezielle Art von „Datenmanagement“ gemeint. Das noch immer vorherrschende *technologische Paradigma* im Wissensmanagement, das einseitige Fokussieren auf *explizites, dokumentiertes Wissen* und auf IT-Lösungen für virulente Lern- und Wissensprobleme von Organisationen stehen in einer langen schriftgeschichtlichen Tradition.

**Die Explikationsillusion:** Es lässt sich nicht alles implizite Wissen einer Person explizit machen in dem Sinne, dass es sich vollständig in eine situationsinvariante schriftliche beziehungsweise computerschriftliche Darstellungsform überführen ließe. Auch die wissenschaftlich-technische (Schrift-)Sprachpraxis ist „kontextsensitiv“ und hat ihre Explikationsgrenzen. Schrifttextliche Wissensdarstellungen im Bereich organisationalen Wissens, die sich am logisch und terminologisch um Genauigkeit bemühten Sprachstil der Wissenschaften orientieren, setzen zu ihrem angemessenen Verständnis implizites Kontextwissen und Adaptionfähigkeiten bei ihren Benutzern voraus. Die Fähigkeit zur Projektion von formalen Wissensdarstellungen auf die jeweils eigene Verstehens-, Lern- bzw. Anwendungssituation muss bei den Mitarbeitern gegeben sein oder eigens entwickelt werden. Für ein effektives Wissensmanagement ergibt sich entsprechend die Aufgabe, zusätzlich zum optimierten Text- und Datenfluss im Unternehmen, auch Möglichkeiten für den direkten, unmittelbaren Austausch von implizitem Kontextwissen durch die Mitarbeiter zu schaffen [NT97] beziehungsweise „direkte“ interpersonale Lernsituationen (Aufgabenrotation, Story Telling, Unternehmenstheater) zu initiieren.

**Die Priorisierung der *episteme* als Wissensdarstellungsform:** Die einseitige Orientierung auf das durch den Schriftgebrauch induzierte formale ‚Wissensdesign‘ der *episteme* hat in der abendländischen Wissenstradition zu einer ungerechtfertigten und systematischen theoretischen Herabsetzung und Ausgrenzung anderer Wissensdarstellungsformen (z. B. der konzeptionell mündlichen Narration) geführt. Demgegenüber ist zu betonen: Narrative Darstellungen haben durchaus ihre eigenen ‚Realitätskompetenzen‘ und ihre eigene Funktionalität – auch im Bereich organisationalen Lernens. Erzählte Geschichten leben von der Darstellung anschaulicher Situationen. Die neueren *narrativen* Ansätze innerhalb des Wissensmanagements [RR00] erscheinen als sinnvolle Erweiterungen eines bisher allzu beschränkten Mittelrepertoires im Bereich der Erfassung, Explikation und Verbreitung organisationalen Wissens. Das Geschichten-Erzählen und Geschichten-Besprechen rückt gerade den Prozess in den Blick, in dem Wissen jeweils immer situativ bei den einzelnen Mitarbeitern entsteht. Die narrative, analoge Wissensdarstellung, insbesondere auch in medial mündlicher Form, kann einen auch motivational vertieften, ‚ganzheitlichen‘ und äußerst kommunikativen Lernprozess in Gang setzen, der zugleich gruppenintegrierend wirkt. So ist es möglich, aus Erfolgen und Fehlern der Vergangenheit effektiv zu lernen und damit das innovative Potential des Unternehmens zu vergrößern.

## Literaturverzeichnis

- [Go95] Goodman, N.: Sprachen der Kunst. Entwurf einer Symboltheorie, Frankfurt 1995.
- [NT97] Nonaka, I., Takeuchi, H.: Die Organisation des Wissens, Frankfurt, New York 1997.
- [Po85] Polanyi, M.: Implizites Wissen, Frankfurt 1985.
- [RR00] Reinmann-Rothmeier, G. u.a.: Erfahrungsgeschichten durch story telling, München 2000.
- [Schr01] Schreyögg, G. (Hg.): Wissen in Unternehmen, Berlin 2001.
- [Schn01] Schneider, U.: Die 7 Todsünden im Wissensmanagement, Frankfurt 2001.
- [St97] Stetter, C.: Schrift und Sprache, Frankfurt 1997.
- [St00] Sturz, W.: Wissensmanagement (Zeitschrift), Sonderausgabe 2000, S.1 (Editorial).